Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 18 (1942-1943)

Heft: 7

Artikel: Römische, spanische und napoleanische Invasionspläne

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-706014

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Soldatische Tugenden

(-g.) In einem Wehrbrief der Generaladjutantur steht als Abschluß einer Abhandlung über den eidgenössischen Kampfgeist folgender Abschnitt:

«Ursachen des eidgenössischen Kriegsruhmes: der eidgenössische Kampfgeist. Schuld an diesen Erfolgen und Siegen ist nicht die numerische Ueberlegenheit, nicht die raffinierte Ausrüstung, nicht die überlegene gegnerische Führung, sondern die Unerschrockenheit des Einzelnen. Das rechte Selbstvertrauen, daß ein unerschrokkener, seine ganze Kraft einsetzender Mann mehr wert ist als ein Dutzend Leute ohne Mut und ohne Initiative: Qualität vor Masse.»

Es war die unerschütterliche Zuversicht in die Kraft und in das Können des Einzelkämpfers.

Diese hervorragenden soldatischen Tugenden unserer Vorfahren müssen die Tugenden des Soldaten von heute sein.

Es mag die Lebensweise sich verändert haben — nie geändert aber haben sich die ewigen Gesetze hohen Soldatentums.

Sie uns wieder zu eigen machen, wird die Aufgabe sowohl der Führung wie aller Untergebenen sein.

In diesen Gesetzen, in diesen Tugenden liegt das höchste Erbgut unserer Vorfahren:

Der Wille und das Können zum Kämpfen!

Wie weit dieses Erbe rein und unverdorben übernommen wurde, muß jeder selber erkennen können.

Vergessen wir nie, daß diese soldatischen Tugenden von jeher die stärkste Grundlage der Eidgenossenschaft bildeten.

Niedergang der Tugenden verhieß gleichzeitig Niedergang der Eidgenossenschaft.

Denken wir an 1798!

Die Existenz der Eidgenossenschaft ist auch fürderhin innig verbunden mit den soldatischen Tugenden ihres Volkes, vorab ihrer Männer.

Oberst Schumacher sagt:

«Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist die Geschichte eines kriegerischen Volkes.»

Ihre größte Blüte und Bedeutung erreichte die Schweiz zur Zeit ihres höchsten Waffenruhms.

Ihre schmählichste Demütigung zur Zeit ihrer militärischen Schwäche.

Das dürfen wir nie vergessen!

Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit

(-g.) Ordnung — die «segensreiche Himmelstochter, die das gleiche leicht und frei und freudig bindet» — muß den Soldaten in Fleisch und Blut übergehen. Der Soldat muß wissen, daß Ordnung im kleinen und kleinsten die Grundlage zur Organisation im großen ist. Er muß lernen, seine Planke, seinen Tornister stets in so zweckvoller Ordnung zu halten, daß er bei Alarm tags oder nachts, auch in schwärzester Dunkelheit, seine Sachen schnell und sicher findet. Tut er es nicht, verzögert er sein, seiner Gruppe, seines Zuges und schließlich seiner Kompagnie Antreten und Gefechtsbereitschaft und läßt im Ernstfall dem Feind den Vorteil des zeitlichen Vorsprungs.

Mit der Pünktlichkeit ist es ähnlich. An die Ordnung gewöhnt sich der aus dem Zivilleben verwöhnte Soldat erfahrungsgemäß schwer. Er sieht nicht recht ein, warum er auf die Sekunde pünktlich sein soll. Er muß deshalb von der unbedingten Notwendigkeit der Pünktlichkeit überzeugt werden. Er muß lernen, pünktlich zum Antreten zu kommen, den Zapfenstreich genau einzuhalten, denn sonst kommt er im Ernstfall zur Ablösung des bedrängten Postens zu spät, sonst räumt er beschossenes Gelände zu spät und lädt so unabsehbare Schuld auf sich und seinen Truppenteil.

Die Vorteile und die Notwendigkeit der Sauberkeit sind begreiflicher. Ihre Durchführung scheitert aber oft an der Faulheit. Auch hier muß der Vorgesetzte oder der vernünftige Kamerad überzeugend wirken, indem immer wieder, in Ermahnung, im Gespräch und im Unterricht, wo sich auch Gelegenheit bietet, auf die überragende Bedeutung der Sauberkeit hingewiesen wird. Wem im Frieden das Bedürfnis der Sauberkeit des Leibes, wie die Reinlichkeit der Bekleidung, der Waffen und Geräte zur Selbstverständlichkeit geworden ist, dem wird es im Ernstfall nicht passieren, daß er auf Grund körperlicher Unsauberkeit krank und gefechtsunfähig wird, oder daß sein Maschinengewehr im entscheidenden Augenblick versagt, weil er es nicht gereinigt hat.

Auch die Erziehung zur Sparsamkeit hat neben ihrem rein menschlichen Wert auch ihre Bedeutung in übertragenem Sinne für den Ernstfall. Ist der Soldat als Rekrut schon angewiesen worden, mit seinem Gelde hauszuhalten und auszukommen, es nicht nutzlos zu verplempern, sondern sparsam damit umzugehen, so wird er sich im Ernstfall auch darüber Gedanken machen, daß er mit seinen Mundvorräten, seinem Wasser auf dem Marsch haushalten muß, will er sich nicht frühzeitig marsch- und kampfunfähig machen und so einen Nachteil für die Durchführung einer Gefechtsabsicht herbeiführen. Vielleicht gehört auch in dieses Gebiet die Erziehung zur Oekonomie der Körperkräfte durch den Hinweis, sie nicht frühzeitig auf Tanzböden und in Kneipen zu verbrauchen.

Römische, spanische und napoleonische Invasionspläne

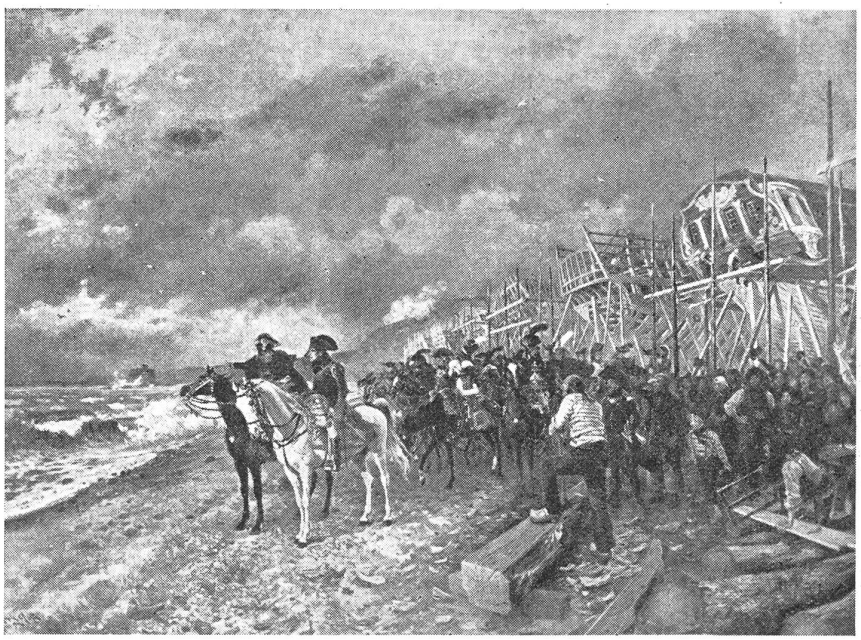
Man ist auf dem Kontinent geneigt, die Insellage Englands als einen großen Vorteil zu betrachten und übersieht dabei, daß ein umgebendes Meer erst dann Schutz bieten kann, wenn es von der Flotte der Inselmacht beherrscht wird. Winston Churchill, der heutige britische Premierminister, äußerte sich im britischen Unterhaus im März 1933 zu dieser Frage wie folgt: «Unsere Insel ist von der See umgeben. So war es immer gewesen, und wenn sich auch vielleicht das Haus dessen nicht bewußt ist, so versetzte uns doch die See anfänglich in einen großen Nachteil, weil ein Angreifer über die See her sich unsern Küsten unbemerkt nähern konnte und niemand wußte, wo er landen werde; sehr oft wußte er es selbst nicht einmal. Auf dem Kontinent dagegen sind die Anmarschlinien durch die Bergpässe, die Straßen, die fruchtbaren Ebenen und die Flüsse gegeben. Wir Briten waren vor tausend Jahren sehr stark benachteiligt, weil rings um uns die See lag, und wir hatten Schreckliches deswegen zu ertragen. Aber wir gaben nicht auf; wir verließen unsere Insel nicht, wir redeten uns nicht ein, daß wir auf dem Festland leben müßten. Wir gingen anders vor: Wir eroberten uns die See, wurden zu den Gebietern der uns umgebenden See — und dasselbe Element, welches einst den Eindringlingen den Weg zum Herzen unseres Landes, zu unsern Herden und Heimen geöffnet hatte, wurde zum größten Schutz für uns; ja, es wurde zur Brücke, die uns mit den entferntesten Teilen unseres über die ganze Welt zerstreuten Weltreiches verbindet . . .»

Man kann wohl kaum klarer umschreiben, wie sehr die Sicherheit der britischen Insel von der Beherrschung

der umliegenden Gewässer durch die britische Flotte abhängt. Vor einem Jahrtausend, als die britischen Stämme unter sich gespalten waren und als Bauern, nicht aber als Seeleute lebten, war die britische Insel, und vor allem England, der Tummelplatz fremder Heere und Abenteurerscharen. Pikten, Schotten, Angeln, Sachsen, Dänen und Norweger betrachteten die reichen Weiden Kents, Essexs, Sussexs und anderer englischer Provinzen als ihre Jagdgründe, in denen man ungestraft und ohne große Mühe auf Raub und Beutezüge ausgehen konnte. Wenn man von all den zahllosen Einfällen aus dem Norden liest, dann scheint es einem recht unverständlich, weshalb England nie zu einer skandinavischen Kolonie wurde; die damaligen Bewohner des Landes hätten dies nie verhindern können.

Der Umschwung kam mit der Landung des normannischen Herzogs Wilhelm des Eroberers im Süden des Landes. Es ist zum großen Teil einer ungewollten, aber trotzdem bis in alle Einzelheiten erfolgreichen militärischen Ablenkung zuzuschreiben, wenn Wilhelm in der entscheidenden Schlacht bei Hastings den Sieg errang, denn sein Gegner, der angelsächsische König Harold, sah sich gezwungen, gleichzeitig im Norden seines Gebietes gegen norwegische Eindringlinge zu kämpfen, als er auf dem Schlachtfeld im Süden all seine Mannen dringend benötigt hätte. Ein geglücktes, wenn auch ungeplantes Ablenkungsmanöver brachte ihn somit um den Sieg. Seit jenen Tagen sind Hunderte von Invasionsplänen ausgearbeitet worden und die meisten sahen in irgendeiner Form ein Ablenkungsmanöver vor. Man darf wohl auch annehmen, daß die Pläne zu einer Invasion der britischen Inseln, wie sie heute irgendwo in den Schubladen des deutschen Oberkommandos liegen, alle den Faktor der Ablenkung berücksichtigen, und zwar wohl in Form konzentrischer Angriffe von den verschiedenen Stützpunkten an der Nordsee, im Kanal und am Atlantik aus.

Die meisten erfolgreichen Einfälle in die britische Insel waren kaum geplant. Planung war auch kaum notwendig, denn einmal bestand kein geeinigtes England, sondern die Stämme waren unter sich entzweit, und zweitens gab es keine ernstzunehmende britische Flotte, d. h. das Problem der Erringung der Seeherrschaft wurde nie aufgeworfen. Bisher gab es in historischen Zeiten eigentlich bloß drei wirklich geplante und auch wirklich unternommene Invasionsversuche, in denen versucht wurde, die Seeherrschaft im Kanal zu erringen. Zwei davon schlugen vollständig fehl, während der dritte

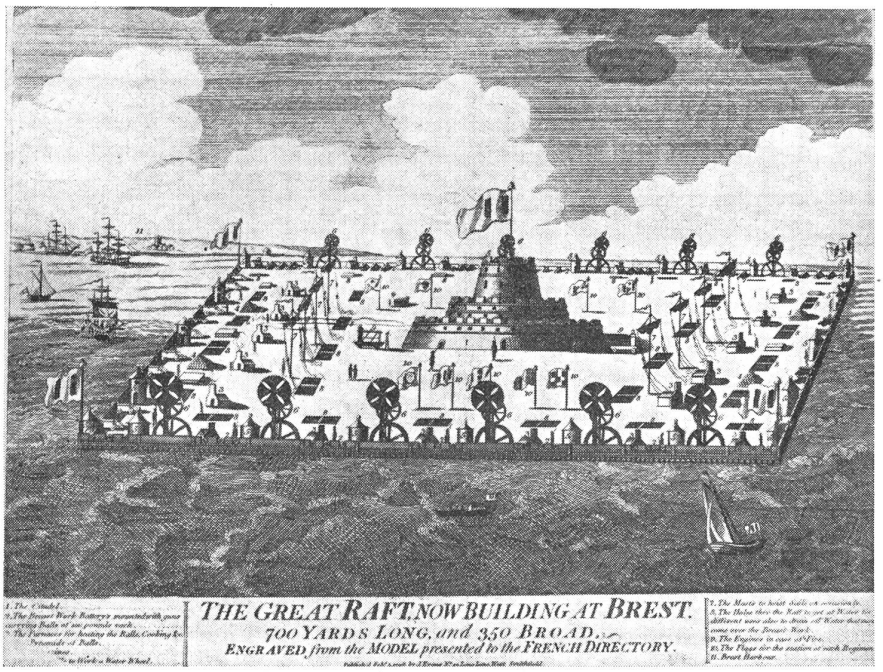


Napoleon inspiziert die Arbeiten der großen Invasionsflotte. (Nach einem Bilde eines zeitgenössischen französischen Malers.)

teilweise glückte. Als vor ziemlich genau 2000 Jahren die römischen Legionen an der Atlantikküste Galliens erschienen, lebten auf der britischen Insel keltische Stämme. Cäsar beschloß, diese Inselkelten zu unterwerfen. Er erkannte aber sofort, daß er hierzu die Seeherrschaft erringen mußte, die damals in den Händen eines in Westfrankreich lebenden keltischen Stammes, der Veneter, lag. Im Jahre 55 v. Chr. kam es zwischen den in der Loiremündung erstellten römischen Galeeren und der mächtigen Flotte der Veneter zur Entscheidungsschlacht — der ersten Seeschlacht im Atlantik, von der wir Kenntnis haben —, in deren Verlauf nach anfänglichen Schwierigkeiten die römische Flotte unter Brutus die venetische Flotte vernichtete. Noch im selben Jahr setzte Cäsar mit etwa 10 000 Mann nach Dover über. Die Inselkelten waren gewarnt worden und bereiteten ihm einen starken Widerstand, als er an Land gehen wollte. Obschon die Landung schließlich glückte, mußte er sich doch unverrichteter Dinge zurückziehen. In großer Wut über den Ausgang dieses Unternehmens, bereitete er eine neue Expedition für den nächsten Sommer vor. Mit 800 Schiffen, 5 Legionen, 2000 Reitern, balearischen Schleudern, numidischen und kretischen Bogenschützen setzte er 54 v. Chr. wieder über den Kanal und landete, ohne daß ihm Widerstand geleistet worden wäre. Zu einer Entscheidungsschlacht mit den Kelten kam es eigentlich nie, da sich diese ständig zurückzogen und Cäsar sehr froh war, nach einiger Zeit ein Angebot vom klugen Führer der Inselkelten zu erhalten. Dieser erklärte sich bereit, Geiseln zu stellen und Tribute zu bezahlen. Die Geiseln wurden gestellt, doch waren sich die beiden Heerführer von allem Anfang an stillschweigend darin einig, daß die Tribute nie bezahlt und nie gefordert würden. Sie sollten es Cäsar lediglich ermöglichen, sein Gesicht zu wahren und als Sieger auf den Kontinent zurückzukehren. Nach diesen Erfahrungen hatte er genug von den «Zinninseln» und ließ die Inselkelten fortan in Ruhe, da sie auch ihrerseits sich Mühe gaben, die mächtigen Römer nicht zu reizen.

Im Mai 1588 wurde wiederum ein großangelegter Versuch zur Invasion Englands unternommen. In diesem Monat liefen rund 130 spanische Schiffe aus dem Hafen von Lissabon aus. Sie sollten die britische Flotte vernichten und alsdann das in den Niederlanden stationierte spanische Heer über den Kanal setzen. In einer vom 21. bis zum 29. Juli 1588 dauernden Seeschlacht gelang es dieser spanischen Armada nicht nur nicht, der britischen Flotte die Seeherrschaft zu entreißen, sondern es wurde ihr von dieser, die unter den Admirälen Drake, Frobisher, Howard und Hawkins kämpfte, eine vernichtende Niederlage beigefügt, so daß kaum mehr die Hälfte der ursprünglich ausgelaufenen Schiffe Spanien wieder erreichten. An eine Invasion konnte nicht weiter gedacht werden, da zwischen den spanischen Truppen in den Niederlanden und der englischen Küste nicht nur der Kanal, sondern auch die britische Flotte stand.

Zahlreich sind die Pläne, welche die französischen Könige zu einer Invasion



Ein Plan, der 1798 ernstlich erwogen wurde: auf riesigen Floßen, deren Wasserräder durch Windmühlen angetrieben werden und auf welchen Zitadellen, Artilleriestellungen und Brustwehren aufgebaut waren, sollten je 10 Regimenter über den Kanal gesetzt werden.

der britischen Insel ausarbeiten ließen. Keiner kam über das papierene Stadium hinaus. Immer bildete die britische Flotte das unüberwindliche Hindernis. Dann kam die Französische Revolution und dann Napoleon. Infolge der Einführung der Konskription standen diesem unvergleichlich größere Truppenmassen zur Verfügung, als seinen bourbonischen Vorgängern, und dieser Umstand drückte auch der gesamten napoleonischen Strategie ihren Stempel auf: Er verstand es, immer an der entscheidenden Stelle die erdrükkende Uebermacht ins Feld zu werfen. Er sah aber klar ein, daß ihm selbst die gewaltigste Uebermacht zu Lande gegen England nichts nützte, wenn es ihm nicht gelang, der britischen Flotte die Seeherrschaft zu entreißen. Umgekehrt wußte er als Korse, von welch eminenter Wichtigkeit in einer Flotte die Tradition ist, und daß es kaum einer jungen Flotte wie der französischen gelingen konnte, die britische, jahrhundertealte Flotte in einer Seeschlacht zu schlagen. Er verfiel nicht auf den Fehler, den viele Landratten begehen, indem sie versuchen, die Stärke zur See mit Tonnen und Kalibern zu messen; er wußte, daß gerade zur See das menschliche Element von allergrößter Bedeutung ist und meist den Ausschlag gibt. Aber gerade die Art und Weise, wie er an die Lösung dieses Problems ging, offenbart einmal mehr den Genius des großen Korsen. Denn ihm wurde wohl als erstem bewußt, daß **zu einer Invasion Englands nicht unbedingt die Seeherrschaft als solche errungen werden muß, sondern daß es genügen kann, wenn der Angreifende in beschränktem Raum — d. h. im Kanal — und in beschränkter Zeit zur See der Stärkere ist.** Diese Erkenntnis hat noch heute ihre volle Gültigkeit, nur hat der Mensch inzwischen auch den Luftraum erobert, und wenn heute ein Angriff gegen die britische Insel erfolgreich sein soll, dann **muß zuerst die Luftherrschaft erreicht werden.** Wenn dies einer Macht gelingt, dann dürfte die Invasion als solche nicht mehr allzugroße Schwierigkeiten bieten, da in den engen Gewässern im Kanal sich selbst die stärkste Flotte nicht gegen einen Gegner halten könnte, der über die entscheidende Uebermacht in der Luft verfügt. Weder der Transport zur See, noch der Lufttransport könnte von den Briten verhindert werden, wenn nicht die R.A.F. der angreifenden feindlichen Luftwaffe die Stange zu halten imstande wäre.

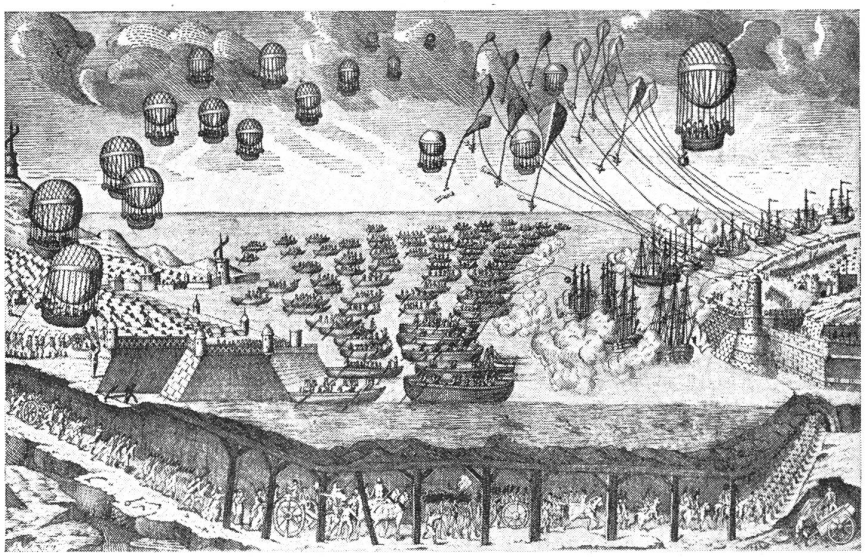
Für Napoleon bildete also eigentlich das Problem des Uebersetzens seiner Invasionsarmee das große Problem; sobald er einmal einen Brückenkopf gebildet hatte, glaubte er nicht mehr mit der britischen Flotte rechnen zu müssen, da ihm dann nach seiner Ansicht der Weg nach London kaum mehr versperrt werden konnte, so daß er bald einmal in der Lage sein würde, in der Admiralität zu London der britischen Flotte Befehle zu diktieren. Dieses eine große Problem verursachte aber gleich mehrere Schwierigkeiten, von denen die eine nie ganz gelöst werden konnte. Es gelang nie, eine genügende Anzahl von Schiffen bei einer einzigen Flut aus den Häfen an der Kanalküste auslaufen zu lassen, um eine Invasionsarmee in der beabsichtigten Größe aufzunehmen. Man darf nicht vergessen, daß es damals noch keine Dampfschiffe gab und deshalb die gesamte Schiffahrt zu einem großen Ausmaß von den Gezeiten und dem Wetter abhängig war. Zwar wurde gleich bei Ausbruch des britisch-französischen Krieges im Jahre 1793 der Ausbau einer ganzen Reihe von Häfen an der Kanalküste, ja, von der Loiremündung bis nach Antwerpen, in Angriff genommen. Ein Heer von 100 000 Mann wurde in diesen Häfen zusammengezogen und es wurden häufige Einschiffungs- und Invasionsmanöver abgehalten. Es war vorgesehen, daß sich die gesamte Flotte vor Boulogne treffen sollte; doch als man diese Flottenkonzentration übungshalber ausführen wollte, zeigten die britischen Kanonenboote, daß sie sich eine derartige Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten und fügten in tollkühnen Angriffen diesen französischen Schiffen teils unmittelbar vor der französischen Küste schwere Schäden zu. Es zeigte sich so mit aller Deutlichkeit, daß zum Schutze der Transportflotte die französische Kriegsflotte in den Kanal einlaufen mußte, was sie aber nur dann tun konnte, wenn die britische Kriegsflotte entweder vernichtet, oder dann nicht zur Stelle war. Da die erste Lösung kaum in Frage stand, versuchte man es mit der zweiten. Napoleon ging dabei vom Grundsatz aus, daß der Angreifer immer im Vorteil ist, da er weiß, wo er angreifen wird, und deshalb dort, und nur dort seine Kräfte zu konzentrieren braucht, während der Verteidiger, der keine Ahnung hat, wo der Angriff kommen wird, an der ganzen Front stark sein muß. Napoleon befahl deshalb ein Ablenkungsmanöver gegen die überseeischen britischen Besitzungen in Westindien, Afrika und Indien, sowie gegen die britischen Seeverbindungen. Er rechnete damit, daß diese sporadischen Angriffe seinen Gegner dazu zwingen würden, die Flotte zum Schutze seiner Besitzungen auszusenden und dadurch den Kanal zu entblößen. Genau dasselbe Ziel verfolgt die deutsche Flottenleitung, wenn sie Kaperschiffe im Indischen Ozean oder Südatlantik («Graf Spee») operieren läßt. Wenn so ein großer Teil der britischen Flotte aus den Heimatgewässern ausgelaufen wäre, würde Napoleon die französische Flotte auf einen gewissen Zeitpunkt zurückbeordert haben, so daß er bei deren Eintreffen im Kanal die Uebermacht zur See besessen hätte. Die Briten erwiesen sich aber

als kluge Rechner und fielen auf diese Finte nicht hinein. Ihre Flotte blieb in der Themsemündung und in Plymouth. Bald darauf wurde der kurze Friede zwischen Frankreich und England geschlossen.

Als 1803 der Krieg erneut ausbrach, hatte Napoleon neue, noch bessere Pläne ausgearbeitet. Einige wenige Häfen hatte er seither vertiefen und ausbauen lassen, so daß er das gesamte Invasionsheer auf diese wenigen Häfen in der Nähe der engsten Stelle des Kanals konzentrieren konnte. Aber trotz all diesen technischen Verbesserungen war es nie möglich, die ganze Flotte bei einer einzigen Flut auslaufen zu lassen. Bei einem Einschiffungsmanöver wurden gar volle sechs Tage benötigt, bis das letzte Schiff den Hafen verlassen hatte. Die ganze Zeit über lagen die bereits ausgelaufenen Schiffe ungeschützt vor der Reede bei ziemlich schwerer See, so daß sich die fast durchaus seeuntüchtigen Soldaten des Invasionsheeres am Ende des Einschiffungsmanövers alles andere als kampffähig herausstellten. Der langen Nächte und des Nebels wegen hatte Napoleon erst vorgesehen, im Winter 1803/04 die Invasion zu unternehmen, doch wurde ihm immer mehr und mehr bewußt, wie wenig seetüchtig viele seiner Schiffe waren. Fieberhaft wurde deshalb am Bau einer neuen Transportflotte gearbeitet, die auf den Spätsommer 1804 bereit werden sollte.

Inzwischen wurde weiter geübt und gedrillt und die Truppen befanden sich in ausgezeichneter Kampfform, solange sie auf französischem Grund standen. Anders war es, wenn sie sich wiederum einmal übungshalber einschiffen mußten. Sie wußten bei diesen Manövern nie, ob es nun ernst gelte oder nicht, und als einst besonders schwere See herrschte, brach auf mehreren Schiffen eine Meuterei aus, da die Soldaten erklärten, sie zögen es vor, gleich an Ort und Stelle erschossen zu werden, anstatt wie Ratten im Kanal zu ertrinken. Wer je richtig seekrank war, der wird diese elementare Gefühlsregung der napoleonischen Mustersoldaten vollauf begreifen, denn einem richtig Seekranken erscheint oft ein rascher Tod als allerhöchstes Glück! Außerdem wurden diese Manöver sehr oft durch die wachsamen britischen Kanonenboote gestört.

Napoleon war seiner Sache sicher. Er benötigte während 24 Stunden die Seeherrschaft im Kanal, um England auf die Knie zu zwingen. In genialer Weise heckte er einen Plan zur Erringung dieser befristeten Seeherrschaft aus. Er wußte, wie sehr die britische Flotte darauf brannte, der französischen eine Schlacht zu liefern. Deshalb befahl



Die dreifache Invasion — ein Wunschtraum aus dem Jahre 1803: zur See, aus der Luft mittels Montgolfieren und auf dem Landweg durch einen Unterwassertunnel sollte England gleichzeitig angegriffen werden. Nach dem Bilde zu schließen, scheinen die Briten schon damals über eine Ballonsperre bei Dover verfügt zu haben.

er Admiral Villeneuve, mit einem großen Geschwader nach den Westindischen Besitzungen (Guadeloupe) zu segeln. Die Idee war auch hier wiederum, die britische Flotte aus den Heimatgewässern wegzulocken, überraschend mit der eigenen Flotte zurückzukehren und in den Kanal einzufahren und ihn zu blockieren.

In einem schweren Sturm schlüpfte das Geschwader Villeneuves der britischen Blockadeflotte durch die Maschen und löste sich dann befehlsgemäß — um eine Seeschlacht zu verunmöglichen — auf, so daß jedes Schiff einzeln nach Westindien fuhr. Die britische Admiralität hatte eine derartige Möglichkeit vorausgesehen und angesichts der Vorbereitungen zu einer Invasion an der französischen Kanalküste den Befehl ausgegeben, daß in einem solchen Falle die britischen Geschwader unverzüglich in den Kanal zurückzukehren hätten. Als aber Nelson zusehen mußte, wie ihm sein Widersacher in einem Sturm, der jede Aktion verunmöglichte, entwischte, hielt er sich in keiner Weise mehr an die erhaltenen Befehle, sondern machte sich prompt auf die Jagd nach dem entwischten feindlichen Geschwader. Napoleons Pläne wurden demnach sogar von Nelson befolgt! Dieser Ungehorsam brachte es aber mit sich, daß Nelsons Flotte in Westindien erschien, bevor die Flotte Villeneuves sich wieder vollständig konzentriert hatte. Der französische Admiral entschied sich deshalb, ebenfalls entgegen den erhaltenen Befehlen, zur sofortigen Rückkehr nach Europa. Beide Admiräle scheinen darauf erpicht gewesen zu sein, die Pläne ihrer Flottenstäbe zu durchkreuzen! Nelson sandte sein schnellstes Schiff nach England, wo es die Admiralität von der Umkehr der französischen Flotte zu benachrichtigen hatte. Mit dem Rest seiner Flotte stach er Richtung Gibraltar in See. Von England aus wurde Admiral Calder mit einem Geschwader ausgesandt, um Villeneuve zu stellen, doch führte das aus ihrem Zusammentreffen sich entwickelnde Seegefecht zu keinem Ergebnis. Villeneuve war nun überzeugt, daß die Pläne Napoleons, denen er ohnehin nie getraut hatte, nun endgültig ins Wasser gefallen seien. Er mißachtete deshalb ein zweites Mal den erhaltenen Befehl, nach dem er jetzt hätte in den Kanal einlaufen müssen, und segelte mit seinem gesamten Geschwader nach Cadiz. Damit war der Stab über dem in seiner Art genialen Plan Napoleons gebrochen; Napoleon, der sich jeder Weise auf seine Generäle verlassen konnte, hatte allzusehr auf die Mitarbeit seiner Admiräle gerechnet.

In allen seinen Plänen sah Napoleon neben dem Hauptangriff auf die Küste Kents auch noch einen oder mehrere Nebenangriffe, Ablenkungsmanöver auf andere Punkte vor. Im Sommer 1804 sollten beispielsweise von Texel und Brest aus zwei Heeresgruppen gleichzeitig an verschiedenen Stellen in Irland landen. Diese Angriffe auf die «Grüne Insel» waren derart geplant, daß sie, obschon sie eigentlich nur als Ablenkungsmanöver gedacht waren, selbst entscheidende Erfolge zeitigen konnten, wenn nicht mit aller Energie gegen sie aufgetreten wurde. Napoleon war vom Erfolg der einen oder andern Expedition vollkommen überzeugt und schrieb seinem Admiral Decrès: «. . . ob ich dann 30 000 bis 40 000 Mann in Irland habe, oder je ein Heer

gleichzeitig in England und in Irland: der Sieg wird unser sein!» Wie überzeugt Napoleon vom Erfolg seines Unternehmens war, geht noch deutlicher aus der Tatsache hervor, daß er in der staatlichen Münze bereits eine Erinnerungsmedaille hatte prägen lassen, die auf der einen Seite die Büste Napoleons, auf der andern einen auf festem Boden stehenden Ringer wiedergibt, welcher einen mit Fischschwänzen statt Füßen versehenen zweiten Ringer wirft. Die Inschrift auf der Kehrseite lautet: «Descente en Angleterre».

Napoleons Pläne scheiterten an der britischen Flotte. Er konnte die Seeherrschaft nicht erringen. Trafalgar vernichtete die letzte Hoffnung darauf. Deshalb griff er zur Kontinentalsperre, eine Waffe, die sich schließlich gegen ihn selbst wandte, da sie unter den hungernden Völkern des von ihm beherrschten Europas Unruhe und Haß säte . . . T. F. A.

Das «Sten»-Gewehr

Die englische Presse publizierte kürzlich mit bemerkenswerter Offenheit Details einer neuen Maschinenpistole, die nun serienweise in großen Mengen hergestellt wird — man spricht schon von einer Million Gewehre! Nach den Anfangsbuchstaben der Namen des Erfinders und des Konstrukteurs wird die neue Waffe «STEN»-Gun genannt.

Die Konstruktion soll nur etwas mehr als einen Monat in Anspruch genommen haben und nimmt spezielle Rücksicht darauf, daß zur Herstellung auch relativ ungeschulte Arbeitskräfte herangezogen werden müssen. «Mein Gewehr soll auch in einer Garage fabriziert werden können», erklärte der Erfinder einem Pressevertreter.

Bisher war in der englischen Armee das sogenannte «Tommy»-Gewehr im Gebrauch. Inwiefern diese Waffe den Anforderungen nicht entsprochen hat, wird verschwiegen, man läßt lediglich durchblicken, daß sie zu schwer, zu kompliziert und zu teuer war. Die neue Waffe scheint allerdings ins andere Extrem zu verfallen: Sie scheint etwas allzuleicht gebaut, in der Soldatensprache ein richtiges «Blech» zu sein. Erhöht wird dieser Eindruck noch durch den Wegfall sämtlicher Holzteile, wie Kolben, Schaft und Pistolengriff; nach der Zeichnung scheint nur ein kleiner hölzerner Handschutz belassen worden zu sein.

Die neue englische «Sten»-Maschinenpistole wird zum Feuern in den Achselanschlag genommen.

Hier noch einige Zahlen: Das «STEN»-Gewehr wiegt 3 kg gegen fast 7 kg des «Tommy»; es ist nur 75 cm lang, das Magazin faßt 32 9-mm-Rundkopf-Patronen; die Feuergeschwindigkeit wird mit 500 Schuß in der Minute angegeben. Es hat ein Ringvisier, ein Korn in der Form eines umgekehrten «V» und ist luftgekühlt. Es besteht aus 59 Einzelteilen gegenüber mehr als 100 beim «Tommy» und kostet angeblich nur 50 Franken, während die bisherige Waffe auf über 1000 Franken zu stehen kam. Die Bedienung soll sehr leicht sein; jeder Soldat, der einigermaßen mit einem Infanteriegewehr umgehen könne, werde auch das «STEN»-Gewehr bedienen können. Die Munition werde «im Hosensack» nachgetragen. Typisch ist die Weisung: «Bei Ladestörungen versetze man dem Gewehr einen kräftigen Schlag, das ist die beste Methode, um diese beheben zu können.»

Das Gewehr soll besonders zur Bewaffnung der «Home Guard», der nun allerdings militärisch ausgebildeten Heimwehren dienen und dann vor allem zur Ausrüstung der Tankmannschaften. Von der letzteren Neuerung verspricht man sich besonders viel, da Tankbesatzungen aus Raumgründen bisher nur mit Revolvern ausgerüstet und bei Pannen dem Gegner mehr oder weniger ausgeliefert waren.

Die Hauptbestandteile der «Sten»-MP. (von links nach rechts): Anschlaggestell, Magazin, Schlagstift, Schlagfeder und Verschluß. Der Pistolenlauf ist mit einem Feuerscheindämpfer versehen.

Man sieht, daß die Tendenz immer mehr nach größtmöglicher Feuerwirkung geht und weniger auf das gezielte Einzelfeuer. Bei der Infanterie wird das «STEN»-Gewehr jedenfalls nur für speziell vorbereitete Einzelaktionen, d. h. Stoßtrupp-Unternehmungen zu brauchen sein oder dann dort, wo ein genügender Munitionsnachschub gewährleistet werden kann, denn wenn, wie es in der englischen Veröffentlichung heißt, jeder dritte Mann eine solche Pistole erhalten soll, so können diese drei «im Hosensack» nicht so viele Magazine mitschleppen, um das Gewehr längere Zeit einsatzfähig zu erhalten. str.

Frauenfelder Militärwettmarsch

1600 Läufer am Start.

(Eing.) Die Anmeldungen für den **Militärwettmarsch Frauenfeld 1942** sind ebenso zahlreich eingegangen wie letztes Jahr. Sie betragen heute mehr als das Fünffache vom Jahre 1934, als der Wettmarsch zum ersten Male durchgeführt wurde. Die Organisatoren hatten allgemein weniger Anmeldungen erwartet; denn die vielen militärischen Wettbewerbe dieses Jahres ließen eine Ermüdung bei den Wettkämpfern vermuten. Man hatte aber auch gehofft, daß die letztjährige Rekordzahl von 1600 Läufern nicht überschritten werde, da die Möglichkeiten der Verpflegung und der Unterkunft in Frauenfeld nun einmal beschränkt sind. Auch die Anzahl der Gruppen ist mit 170 wieder ungefähr gleich groß wie letztes Jahr.

Die Strecke des Militärwettmarsches ist dieselbe geblieben wie letztes Jahr, nämlich von Frauenfeld über Matzingen, Wängi, Sirnach nach Wil und von dort über Münchwilen, Lommis, Stettfurt zurück nach Frauenfeld. Die Strecke mißt rund 42 Kilometer, und das Total der Höhendifferenz beträgt 510 Meter. Das Reglement ist im großen und ganzen dasselbe geblieben wie letztes Jahr. Die einzige für die Läufer wichtige Abänderung besteht darin, daß sie sich nicht mehr von Begleitradfahrern oder andern am Wettmarsch nicht teilnehmenden Personen verpflegen lassen dürfen.